

Besonders im Bezirk Mitte und den angrenzenden Gebieten, die zum gesamtdeutschen Regierungsviertel ausersehen sind, stehen in nächster Zukunft massive planerische Eingriffe bevor; entsprechend konzentriert sich die mit dem Inventarisationsprojekt verbundene Erfassung denkmalwerter Substanz im Berliner Osten hauptsächlich auf die zentralen Bezirke Friedrichshain, Prenzlauer Berg und eben auf den Bezirk Mitte. Bis Ende 1994 soll die flächendeckende Aufnahme in diesen drei Bezirken abgeschlossen sein. Das wird aber nur möglich sein, wenn die Erfassung vor Ort weiterhin von freien Mitarbeitern geleistet werden kann, die über Sondermittel des Bundesinnenministeriums finanziert werden. Diese Mittel, die dem Projekt in Berlin in diesem Jahr zusätzlich zur Verfügung stehen, könnten aber ab 1993 bereits empfindlich gekürzt werden, was eine kontinuierliche Fortsetzung der Arbeit gefährdete. Bis zum jetzigen Zeitpunkt wurde die gesamte nördliche Friedrichstadt aufgenommen und kartiert, so daß für diesen Stadtteil zum erstenmal im Überblick ausführliche und gesicherte Informationen zur relevanten historischen Bausubstanz vorliegen.

Flankierend zur Erfassung in den genannten Bezirken werden zusätzlich besonders von Veränderungen bedrohte Bauten bzw. Bauensembles – etwa der Industriestandort Oberschönweide – aufgenommen, um deren Unterschätzung voranzutreiben. Die immense Arbeitsbelastung, die den zuständigen Inventarisatoren durch das konstitutive Eintragungsverfahren des Berliner Denkmalschutzgesetzes in jedem Einzelfall auferlegt ist, kann dadurch teilweise abgemildert werden. Hier zeigt sich also bereits die Nutzbarkeit des Projektes für die institutionell verankerte Denkmalpflege, und es steht zu hoffen, daß dadurch wenigstens ein paar Baudenkmale der Abrißbirne entgehen.

Christiane Keim

ERFAHRUNGSUSTAUSCH INVENTARISATION

Die Vorankündigung von Denkmälerinventaren für die Stadt Leipzig verlockte die Mitarbeiter der Abteilung Inventarisations des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, sich bei ihren sächsischen Kollegen zu einem Arbeitsgespräch einzuladen und von ihnen zu erfragen, auf welche Weise sie das von Heinrich Magirius gewünschte „Memento“ auf diese Stadt (*Kunstchronik* 43, 1990, S. 247) gestalten wollen. Am 26. und 27. März trafen sich Inventarisatoren beider Bundesländer zu einem formlosen, intensiven Meinungs- und Erfahrungsaustausch, von dem hier einige Eindrücke festgehalten werden sollen.

Das Leipziger Inventar wird der erhaltenen wie der untergegangenen Stadt ein verbändiges Denkmal setzen: Je ein Band gilt den Kirchen, der Innenstadt (sprich: Altstadt), den Ringanlagen und den Vorstädten und Vororten. Der künftige Benutzer wird gut daran tun, das Vorwort mitzulesen, denn nur wer Vorgeschichte und wechselnde Rahmenbedingungen der Publikation kennt, kann sie würdigen. Wenn man erfährt, die Arbeit sei 1965 begonnen worden, heißt das ja

nicht, daß dreißig Jahre lang kontinuierlich gearbeitet werden konnte, sondern daß jahrzehntelang Idealisten unter im Westen unbegreiflichen Umständen solidarisches an ihrem Ziel festgehalten haben.

Drei Jahre nach Beginn der Inventarisierungsarbeiten wurde am 30.5.1968 die Leipziger Universitätskirche gesprengt. Daß noch lange Zeit später mancher westdeutsche Kunsthistoriker mit dem Dehio (*Die Bezirke Dresden, Karl-Marx-Stadt, Leipzig*, 1965, S. 229f.) in der Hand verzweifelt nach dieser Kirche suchte, mag daran liegen, daß die *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* die Zerstörung lediglich 1960 (!) als noch dementierbare Nachricht gemeldet und die *Kunstchronik* die Vollzugsmeldung 1968 in einem Bericht über den Kunsthistorikertag versteckt hatte. Auch dies ist deutsche Geschichte.

Der Verlust des so gut erhaltenen Baukunstwerkes mit großen Teilen seiner Ausstattung begründet in der Tradition der klassischen Inventarisierung die notwendige Entscheidung, in den Leipziger Inventaren auch untergegangenen Werken ein Denkmal in Text und Bild zu setzen. Die sächsischen Inventarisatoren führten eindrucksvoll vor, welche Anforderungen dies mit sich bringt. Eine solche Denkmalsetzung ist aber von Wert für die Pflege des Bürgersinnes wie auch der Denkmale selbst, im konkreten Fall gilt es ja die noch erhaltenen Kunstwerke aus der Universitätskirche zu bewahren und zu restaurieren.

Die traditionelle, aber für die Leipziger Inventare so folgenreiche Entscheidung, auch Untergegangenes aufzunehmen, begleitete vielfältig den Erfahrungsaustausch. Sie kann auch an erhaltenen Bauten durchaus Probleme aufwerfen, wenn etwa die Nikolaikirche in historischer Perspektive als spätgotischer Neubau beschrieben wird, obwohl anschaulich vor allem die grandiose klassizistische Neugestaltung durch Johann Friedrich Carl Dauthe von 1784-97 erlebbar ist. Jeder Inventariseur und zumal der begeisterte kann in die Gefahr geraten, ein Denkmal monographisch zu behandeln, wenn ihn Baugeschichte und -beschreibung überwältigen.

Anders als die Altstadtkirchen wurden die für das erweiterte Leipzig so charakteristischen Kirchenbauten aus Gründerzeit und Jahrhundertwende, die einer kunsthistorischen Entdeckung noch harren, für das Inventar lediglich in knapper Form charakterisiert. Als Beispiel für diese Methode diente die 1900-04 von Heinrich Rust und Alfred Müller errichtete Michaelskirche auf dem Nordplatz, wobei der Theologe als Bearbeiter aber auch den Gesamtbestand der im Jugendstil der Erbauungszeit gehaltenen *vasa sacra* systematisch erfaßte. So erfuhr man auch, daß die Bearbeitung keineswegs nur von Kunsthistorikern und Denkmalpflegern unternommen worden war.

Wie der Inventariseur an der Stelle der Universitätskirche den historischen, längst wieder bebauten Ort anschaulich machen kann, steht noch dahin. Nicht nur hier allerdings, sondern in der gesamten Innenstadt muß er sich mit der quellenmäßig hervorragend dokumentierten historischen Topographie beschäftigen. Wie jedoch kann er es vermeiden, sich in der Vergangenheit zu verlieren, wo doch oft genug die Gegenwart die Denkmäler bedroht? Überzeugend wirkte in diesem Zusammenhang namentlich die Verfahrensweise der Mittelalterarchäolo-

gen, die im Hinblick auf den bevorstehenden Stadtbau gewissermaßen eine Art Karte der archäologischen Reservate mit Eintragung der empfindlichen Altstadt-, Befestigungs- und Burgbereiche verzeichnen. Solche Denkmalforschung erbringt unmittelbaren Nutzen, auch wenn sie für den Inventarband zur Geschichte der Innenstadt sicher noch durch Forschung und Grabungen zu verfeinern sein wird.

Mit solchen stadtgeschichtlichen Vorbehaltsflächen ist man also durchaus mitten in der aktuellen Problematik. Wie dramatisch der Gegensatz von jetzt intensiv möglicher Forschung und der als Erhaltung deklarierten Zerstörung bedeutender historischer Raumausstattungen sein kann, zeigte die Begehung des Hauses Hainstr. 6. Äußerlich ein relativ bescheidenes, durch das 19. Jahrhundert geprägtes Haus, erweist sich die „Ruine“ als reich ausgestattetes, mindestens bis in die Renaissance zurückgehendes Bürgerhaus. Der Inventarisator sieht sich hier in der Lage, gleichzeitig die Instrumente der Stadt- und Bauforschung und des Raumbuches anzuwenden und, noch im Lernen, den Verlust abwehren zu müssen. Er steht dabei einer – zumal den Westbesucher beeindruckenden – Fülle an Substanz gegenüber, die zu Beschreibungsorgien verlockt, und muß doch eine in der Knappheit beredete Methodik entwickeln. Über das notwendige Maß an Ausführlichkeit in der Spanne zwischen Realisierbarkeit und Benutzbarkeit des Inventars wurde verständlicherweise diskutiert.

Schon der Dehio von 1965, S. 225, wies auf die die Innenstadt prägenden Geschäfts- und Messehäuser hin, wobei vielleicht (in Erinnerung an Nikolaus Pevners bahnbrechende Vorarbeiten) mehr an die untergegangenen, gut dokumentierten Vorgängerbauten gedacht war als an das Bestehende. Wollte man darauf aufbauend das Prinzip des 1991 erschienenen Inventarbandes der *Stadt Bamberg* (Bd. 1, *Innere Inselstadt*) von Tilmann Breuer und Reinhard Gutbier anwenden und jedes historische Grundstück, d.h. sämtliche für große Messehäuser zusammengefaßten Grundstücke beschreiben, so zeichnete sich eine kolossale, hochrangige Quellenerschließung zur Stadt- und Stadtbildgeschichte Leipzigs ab – ein Ziel, dem schon viel Arbeit gewidmet worden ist.

Aber andererseits bedrohen Investoren z.B. das im Detail, wenn auch nicht im Bauunterhalt hervorragend erhaltene Messehaus „Der Specks Hof“ unter der Glanzprospektüberschrift: „Der Specks Hof soll in neuem Glanz erstehen“, darunter: „Gestaltung und Umsetzung des Specks Hof-Galerie-Projektes sind ein Beispiel für Initiative und Sensibilität beim gemeinsamen Wiederaufbau.“ Man kann den sächsischen Kollegen viel Glück wünschen bei ihrer Anstrengung, den in diesen Behauptungen enthaltenen Widerspruch offenkundig zu machen (vgl. Wolfgang Hoqué, Speck-Hof-Passage in Leipzig vor dem Abbruch, in: *Bauwelt* 83, 1992, S. 1142, und Carla Kalkbrenner, Außenhaut gegen Innenleben, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 9. Juni 1992, S. 35), die Substanz des Messehauses zu erhalten und auch noch den Forschungsimpuls der Inventarisierung aufrechtzuerhalten.

Als weiterer Bautyp muß nämlich auch noch das eigentliche Geschäftshaus Aufmerksamkeit erfahren, da es in Leipzig wieder mit einem Spezialtyp, dem der

Rauchwarenhändler, vertreten ist. Es finden sich noch zahlreiche solcher Gebäude, die in ihrer ursprünglichen Nutzung oder auch in ihrem sprechenden Dekor erhalten sind.

Neben Erfassung und Schutz dieses riesigen Denkmalbestandes ist bei heutigen Verwaltungsmethoden die Erstellung einer Denkmalliste unabdingbar. In Leipzig harren ausgedehnte, an Gründerzeithäusern aller Stände sowie Wohnungsbauten der Weimarer Zeit reiche Vorstädte und Vororte der Erfassung. Hier greift als rasches Instrument die EDV-gestützte Denkmalliste. Aber in der Sachdiskussion konnte das Problem der Erfassungsschärfe in Reaktion auf den Druck der Aktualität nicht zu Ende geführt werden; gleichwohl muß die Arbeit in Leipzig stetig vorangehen. Hoffentlich war die Diskussion für die sächsischen Kollegen nicht weniger anregend und aufregend wie für die Münchner.

Wolfram Lübbecke

GEIST UND PRACHT DENKMALPFLEGE AN KIRCHEN NACH DEM WIEDERAUFBAU DAS KÖLNER BEISPIEL

(mit fünf Abbildungen und einer Figur)

Die Kölner Kirchen des Mittelalters sind immer noch ein Disputandum. Hatte man 1985, als die Vollendung ihres Wiederaufbaus gefeiert wurde, annehmen können, damit sei ein Kapitel abgeschlossen, so kann man seit längerem den heftigen Streit um die neue Ausstattung der großen Kirchen verfolgen oder, wie manche meinen, um deren eigentliche Vollendung. Jetzt werden die in der Diskussion von 1985 und in öffentlichen Reaktionen auf die ersten Projekte formulierten Kontroversen ausgetragen. Der Stadtkonservator hatte ein Kolloquium veranstaltet, bei dem außer dem Wiederaufbau auch künftige Vorhaben zur Debatte standen (vgl. *Kunstchronik* 38, 1985, S. 271-282). Die Fragen nach Raumfassung, Ausmalung, Verglasung und sonstiger Ausstattung waren für St. Gereon bereits beantwortet; das Ergebnis wurde allgemein als katastrophal empfunden. Damit fand sich die städtische Denkmalpflege – in Allianz mit dem kirchlichen Auftraggeber – einer Front von Gegnern gegenüber, die gerade im Sinn denkmalpflegerischer Prinzipien mit triftigen Gründen mahnten, angekündigte weitere Ausstattungen nicht zu fördern. Seither ist dennoch vieles fertiggestellt, fortgeführt, begonnen und neu geplant worden. Ein Ende ist nicht abzusehen. Die fortschreitende farbige Verglasung von Groß St. Martin und vor allem die Ausmalung zweier Konchen im Chor von St. Aposteln haben jedoch öffentliche Stellungnahmen in Presse und Fernsehen, von Kunstgeschichte, (staatlicher) Denkmalpflege und Architekturkritik provoziert. Vertreter der Kirche sind eifrig um Rechtfertigung des vermeintlich theologisch begründbaren Verlangens nach Bild und Schmuck bemüht. Den Kritikern gesellen sich nun auch die Architekten zu: